



DUNKELGRÜN  
FAST SCHWARZ

Mareike Fallwickl

ROMAN

FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

erfrischt.

Er nimmt Kristins Hand in beide Hände und hält sie, während er die Luft rechts und links von ihrem Gesicht küsst. Moritz sieht, wie das Pink Kreise bekommt, dunkler wird.

Raffael legt die Hände auf Kristins Bauch.

»Darf ich?«, fragt er, und sein Lächeln ist auch Moritz zugewandt, schließt ihn ein. Das bricht Moritz' Starre auf, er greift Raffael an die Schulter, zieht an ihm, zieht ihn weg vom Bauch. Raffael gelingt es sofort, diese Geste nicht so forsch aussehen zu lassen, indem er sich ihr fügt, sie verwandelt in eine Art Umarmung zu dritt, als stünden sie in einem Kreis, wie Freunde, die nach einem Abschied erneut zusammenfinden. Nur hat es einen solchen Abschied nie gegeben.

»Verzeiht«, sagt Raffael in die intime Nähe hinein, »dass ich einfach so auftauche, unangekündigt und mitten in der Nacht. Das tut mir leid, das wollte ich nicht. Eigentlich hatte ich geplant, euch morgen oder übermorgen zu besuchen, und ich hätte natürlich vorher angerufen.«

Er lächelt sie beide nacheinander an, erst Kristin, dann Moritz.

»Aber?«, fragt Moritz unwirsch, was Raffaels Lächeln nur noch breiter macht.

»Aber das Hotel hat meine Reservierung verschlampt, und in den zwei anderen, in denen ich gefragt hab, war kein Zimmer mehr frei, also dachte ich, ihr würdet mich bestimmt nicht im Regen stehen lassen.«

Er streicht über sein Haar, zeigt die feuchten Finger und hebt entschuldigend die Schultern.

»Wenn ihr einen Schlafplatz für mich habt für eine Nacht, bin ich euch überaus dankbar.«

Er schaut Moritz an. Seine Augen sind immer noch wasserblau, ein tiefer See an einem stürmischen Tag, und sie spießen Moritz immer noch auf. Leichte Verzweiflung liegt darin, aber nicht zu viel, gerade richtig bemessen. Er trägt seine Bitte in einem Ton vor, der keine Ablehnung zulässt. Moritz hält dem Blick stand. Raffaels Augen durchdringen ihn. Sie gleiten über Stellen, die so lange niemand mehr gesehen hat. Das ist, was Moritz nie wieder spüren wollte. Das ist, was er vermisst hat.

»Selbstverständlich kannst du bleiben«, sagt Kristin, »du kannst auf der Couch schlafen. Freunde von Moritz sind immer willkommen.«

»Danke«, entgegnet Raffael schlicht.

»Auch wenn er sie noch nie erwähnt hat«, fügt Kristin hinzu mit einem Seitenhieb auf Moritz, der ohne sie anzusehen weiß, dass sie die Augenbrauen missbilligend hochgezogen hat. Er wird Fragen beantworten müssen heute Nacht, Fragen, die er lieber nicht gestellt bekommen möchte.

»Selbstverständlich«, sagt jetzt auch er, »die Couch lässt sich ausziehen.«

»Bitte macht euch keine Umstände«, wehrt Raffael ab, »ich schlaf auch auf dem Boden, ich bin völlig erschöpft. Ich stör euch nicht, ich schwör's.«

Kristin geht ins künftige Kinderzimmer, um frisches Bettzeug zu holen.

»Sie ist der Hammer, Motz«, flüstert Raffael, und der alte Name fühlt sich auf Moritz' Haut an wie eine kalte Hand, die erst nach einem Moment, durch den Kontakt, warm und vertraut wird. Raffael folgt ihm ins Wohnzimmer und schnalzt anerkennend mit der Zunge.

»Schon gut«, wehrt Moritz ab, »das ist sicher nicht der Luxus, den du gewohnt bist.«

»Bullshit«, sagt Raffael, »eure Wohnung ist super. Sehr gemütlich. So ... individuell.«

Er zeigt auf die Fotowand neben dem Fernseher, wo ein Sammelsurium an Schnappschüssen und Erinnerungsstücken hängt. Moritz und Kristin auf einem Segelboot, in einem Burgerladen in Amsterdam, Sophia, als sie dreizehn war, das Hochzeitsbild von Kristins Eltern, das Post-it, auf dem Kristin Moritz ihre Nummer gegeben hat, damals, am letzten Abend des Business-English-Kurses. Es ist Moritz unangenehm, dass Raffael das sehen kann, dass alle, die ihm etwas bedeuten, so schutzlos ausgeliefert sind. Er macht zwei Schritte in Richtung Wand und stellt sich in Raffaels Blickfeld.

Die Wohnung ist geräumig, etwa hundert Quadratmeter aufgeteilt auf vier Zimmer, in einem alten Halleiner Gemäuer mit jenen dicken Mauern, die zu bauen die Menschen sich im 17. Jahrhundert noch die Mühe gemacht haben. Betritt man das Haus, schlagen einem Katakombengeruch und Kälte entgegen, die Kälte vieler Jahrhunderte, gespeichert hinter den schweren Türen. Kein Sonnenstrahl wird sie je vertreiben. Die Wohnung dagegen ist modern, sie wurde renoviert, bevor Moritz und Kristin vor drei Jahren hier eingezogen sind. Den verspielten Stuck, die schiefen Marmorfensterbänke und eine niedrige, gedrungene Holztür hat man belassen, das wird als Charme bezeichnet. Es ist ein Gebäude, das es viel länger gibt als Moritz und das es noch geben wird, wenn er längst fort ist, ein Gebäude, das sich nicht um ihn schert. Ihn, der neue Häuser baut, zieht es in alte Gemäuer. In denen die Ziegel wispern. In denen Geheimnisse durch die Luft flirren. Aus diesem Grund betritt er Kirchen, obwohl ihm der religiöse Bezug fehlt, setzt sich auf eine der harten Büberbänke und atmet das Seufzen ein.

Kristin wirft eine Decke und ein Kissen auf die Couch, überzieht beides mit duftiger, hellgelber Bettwäsche. Die Neugier sitzt in den Blicken, mit denen sie Raffael ausweicht. Sie stellt ihm keine Fragen, auch nicht nach der merkwürdig dünnen Geschichte über das unzuverlässige Hotel, die er ihnen erzählt hat. Sie möchte entspannt wirken und cool, wie jemand, der wöchentlich fremden Besuch empfängt, seine Couch womöglich sogar im Internet anbietet. Ihre Zungenspitze

lugt durch die Lippen, während sie sich auf die routinierten Handgriffe konzentriert. In solchen Momenten sieht sie aus wie ein kleines Mädchen, und Moritz bekommt eine Ahnung davon, wie ihre Tochter sein wird, selbstvergessen, frech, voller Sommersprossen.

»Tausend Dank«, sagt Raffael, »ich möcht euch nicht aufhalten, ihr wollt bestimmt schlafen gehen.«

Moritz zögert.

»Ich kann morgen sicher blaumachen«, sagt er dann, »freitags ist im Baugewerbe eh nicht so viel los.«

»Das wäre großartig«, sagt Raffael, »dann unternehmen wir was. Bisschen rumgurken. Wie in alten Zeiten.«

»Ja, gute Idee«, stimmt Kristin zu und unterdrückt ein Gähnen, »macht das doch.«

In der Stille breitet sich Verlegenheit aus.

»Das Bad ist dort vorn, die zweite Tür links«, sagt Kristin, »nimm dir, was du brauchst. Ich geh ins Bett, sorry. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, erwidert Raffael und lächelt. Moritz beobachtet ihn von der Seite. Er hat Falten bekommen, rund um die Augen, auch auf der Stirn, aber der Bub, den Moritz kannte, ist noch da. Raffaels Gesicht ist kantiger und schärfer als früher, nicht schmaler, nur deutlicher abgegrenzt. Jede seiner Bewegungen, seine Schritte, seine gesamte Haltung spiegeln seine Selbstsicherheit, und sogar die Arroganz, die in seinem stets dezent amüsierten Blick zu erkennen ist, ist anziehend. Er sieht aus wie einer, der das Leben leicht nimmt, weil das Leben es gut mit ihm meint. Man bekommt das Gefühl, etwas von dieser Leichtigkeit könnte abfärben, stünde man nur nah genug bei ihm.

Moritz und Raffael sind allein, und dies wäre der Moment, leise zu fragen, was das soll, was Raffael sich dabei denkt, einfach hereinzuplatzen, als hätten sie nie aufgehört, Freunde zu sein. Als wäre dies ein Ort, an den er kommen kann, jederzeit.

»Lass uns schlafen und morgen reden«, sagt Raffael.

Er sieht nicht müde aus. Er legt kurz die Hand auf Moritz' Hand und berührt dabei die kleine Narbe an seinem Daumen, sicher nicht zufällig. *Erinnere dich*, sagt diese Geste stumm, wir haben es geschworen. Moritz zögert lange, nickt dann und geht ins Bad.

Er schließt die Tür, dreht das Wasser auf und trinkt aus dem Hahn. Er schaut in den Spiegel, Tropfen fallen von seinem Kinn. Was sieht Raffael in seinem Gesicht? Sieht er, was sich verändert hat? Moritz starrt sich an, bis seine Konturen verschwimmen. Er sucht nach dem Bub, der auch er einmal war. Kann Raffael ihn erkennen unter den Schichten der letzten sechzehn Jahre, findet er etwas

Vertrautes? Und wer ist er eigentlich geworden in all der Zeit? Moritz' Blick fokussiert wieder, kracht gegen die kalte Oberfläche des Spiegels. Seine dunkelbraunen Locken sind zu lang, die Augen braun, finsterbraun und erdig, mit dichten, sehr langen Wimpern, er sieht erschrocken aus und ratlos.

Er putzt sich die Zähne, pinkelt und lauscht. Es ist ruhig. Barfuß tappt er ins Schlafzimmer, schlüpft ins Bett und ist erleichtert, dass Kristin schon schläft. Lange liegt er wach und denkt an Raffael drüben im anderen Zimmer. Der Schlaf lässt sich bitten wie ein störrisches Kind, Moritz döst nur, und jedes Mal, wenn er hinübergleiten könnte in die Traumlosigkeit, reißt sein Körper ihn zurück, indem er unkontrolliert zuckt. Plötzlich ist er schlagartig hellwach, der Wecker zeigt 3.14 Uhr. Hat er sich Raffael in der nassen Jacke vor seiner Tür nur eingebildet, hat er das geträumt? Sein Herz rast, er hat Durst und steht auf. Leise überquert er den schmalen Flur, es ist dunkel und still. Die Wohnzimmertür ist angelehnt, er drückt sie vorsichtig auf, steckt den Kopf hinein. Und jetzt, ohne das Licht, kann er deutlich sehen, was er vorhin schon vermutet hat. Das Grün ist dunkler geworden, viel dunkler, tief und massiv, fast schwarz. Es füllt den Raum, bis an die Decke strahlt es. Einst war Raffael knospengrün, raupengrün, wie Zuckererbsen in ihrer frisch geöffneten Schote, an manchen Tagen limonenhell. Schwarze Flecken hat das Grün bekommen, wie Schimmel. Moritz steht da und schaut und kann doch, was er sieht, nicht verstehen. Etwas ist passiert. Er weiß, dass Raffael nicht schläft. Er erkennt es an den aufleuchtenden Spritzern, die durch das Grün schießen.

Keiner sagt ein Wort.

1991

In den Wald hineinzugehen, war jedes Mal eine Mutprobe. Doch vor Raf wollte Motz sich nicht anmerken lassen, dass er Angst hatte, und weil er das nicht wollte, war das Hineingehen leichter. Nur zwei Schritte, schon waren sie drin. Der Wald war nicht dunkel, nur braun, ein warmes, gatschiges, freundliches Braun, wie die helle Schicht im Ildefonso-Nougat, das er von der Gitti-Oma manchmal bekam. Die Mama durfte das nicht wissen, die erlaubte ihm keine Schokolade. Deshalb steckte Motz den Nougatwürfel immer ganz schnell in den Mund und ließ ihn schmelzen, obwohl er ihn lieber vorher ausgiebig betrachtet hätte.

An manchen Tagen lief das Braun vom Wald ins Grüne, an anderen ins Graue, aber er hatte noch nicht herausgefunden, wie der Wald sich dann fühlte. Erschreckend am Braun war nicht die Farbe, sondern dass es lebte. Es pochte und klebte, saugte ihn an, streichelte ihn. Der Wald meinte es nie böse mit ihm, der Wald tat ihm nichts, doch er war unberechenbar und groß. Der Wald schien alles zu wissen, auch Dinge, von denen man nicht wollte, dass die jemand wusste. Um später wieder rauszufinden aus dieser ihn umarmenden Masse, die, wenn er mittendrin stand, keinen Anfang hatte und kein Ende, hielt Motz sich an Raf, und darum war es schwierig, allein in den Wald zu gehen. Es war auch schwierig, allein in ein fremdes Zimmer zu gehen, aber zum Glück musste er das nicht mehr so oft, weil er inzwischen die meisten Zimmer kannte, die Räume in seinem Haus und in Rafs Haus, die Schule und das Keltencafé, Marias Kramerladen und die Wohnung von der Gitti-Oma. Stand er zum ersten Mal vor einer Schwelle, dann riefen die Gegenstände so laut und leuchteten, dass er die Augen fest zupressen und sich die Ohren zuhalten musste. Alles war hell und sprühte, Silber, Blau, Gelb und Rosa, es war ein Funkeln und Stieben. Dann schmeckte es nach Beeren oder nach Käfern, nach verbranntem Zucker, nach Moos. Meist wurde es besser, wenn er ganz lange ganz still stehen blieb. Dann beruhigten sich die Dinge, bis es gut war und er eintreten konnte. Von all dem wusste die Mama nichts, niemand wusste das. Früher hatte sie ihn oft hineingezerrt in die neue Umgebung, schimpfend und ungeduldig, und dann hatte er schreien müssen, auf den Boden gekauert, die Arme um den Kopf geschlungen, weil zu viel. Einfach zu viel. Irgendwann hatte er erkannt, dass die anderen die Welt nicht so wahrnahmen wie er. Er verstand nicht, warum das so war. Aber er konnte ihnen jetzt besser verzeihen.